

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 7 (1866)

Artikel: Gedankenstriche eines reisenden Unterwaldners
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedankenstriche eines reisenden Unterwaldners.

Vorspruch für Studierende und wer's lesen will.

Bin vor Jahren einmal in's Elfaß hinunter und wieder heim und hab' gar seltsame Dinge gesehen und erlebt und dazu meine Mandglossen gemacht. Und wie's unter die Leute kam und im Kalender zu lesen war, da hat manch' Einer seine Freude daran gehabt und sich gar weidlich ergötzt an all' den schlimmen Dingen, die sich mit mir zuge tragen und hat mich am Ende gar freundlich gebeten, ich soll über's Jahr wieder eine Reise machen und sie in den Kalender thun; es sei eben nicht Jedem gegeben, wie mir, über's andermal die Eisenbahn zu verspäten oder sonst gar mancherlei Verdrießliches zu erleben, was die Leute nicht gern haben, aber es doch nicht ungern lesen. Ich muß sagen, der Kalender ist mir sonst nicht zuwider; er ist im Ganzen eine ehrliche Haut; er hat's in seinen jungen Jahren schon weit gebracht, ist schon bis in's Elfaß hinunter gekommen und daheim bis auf's Rathhaus und nicht etwa hinter Schloß und Riegel oder in die Schelmenlaube, sondern da, wo Mancher schon lang gern gewesen wäre. Und wenn der Kalender ein Laster an sich hat, so ist's eben, wie hie und da bei andern Leuten auch, daß er ordinäre zu spät kommt; und der Kalender meint der Drucker sei schuld und der Drucker meint, der Verfasser sei schuld und der Verfasser meint, der Einsender sei schuld. Weiß nicht, wo's fehlt; aber am Kalender fehlt's nicht. Drum mag's ich ihm recht von Herzen gönnen, wenn ihm Land und Leute gut sind und ihn ungerupft und ungeschoren lassen und ihm etwa ein stilles Plätzchen an der Wand nicht verwehren. —

Aber dem Kalender zu lieb wieder in's Elfaß hinunter oder sonst in der weiten Welt herumwandern und gar noch den Leuten zum Gefallen das Schiff verspäten oder die Eisenbahn und alleweil in Angst und Schrecken sein, nein! das ist mir denn doch um einen Gedanken zu dick. Und überdieß, hat Einer auf der Reis' keine „Unglücke“ oder „Malör“, wie die heutigen Gutdeutschen sagen und kommt er immer gerade recht und reiset, wie etwa andre vernünftige Leut' und laßt's drucken, so findet man's gar langweilig und der Kalender kommt um Ehr' und guten Namen und der Verfasser in Schulden hinein und am End' der Drucker um sein eigen Geld. Drum hab' ich mir auf meiner letzten Fahrt im Elfaß unten (ich weiß noch ganz wohl,

es war zu Straßburg auf dem Bahnhof) zum unterschiedenen Grundsatz gemacht: „Bleib' im Land' und nähr' dich ehrlich!“ — Seither hat mich freilich die Zeit belehrt, daß heutigen Tags Grundsätze nicht mehr lebenslänglich sind und daß man sie nach Belieben ändert, wie etwa die Verfassung oder ein Reglement für den Nachtwächter oder wie der Fuchs den Balg wechselt und daß Einer vor der heutigen Welt mit einem schönen Bagen Geld und das Mundstück auf dem rechten Fleck viel weiter kommt, als mit den besten Grundsätzen. Drum macht sich's gar Mancher zu seinem ersten und alleinigen Grundsatz, keine Grundsätze zu haben. Ich aber wollte bei meinem Grundsatz verharren und also im Land bleiben und mich ehrlich nähren. Da hab' ich dann in Erfahrung gebracht, daß ich meinen Grundsatz ganz und gar nicht zu ändern brauche und gleichwohl, wenn ich wolle, das ganze Jahr auf Reisen sein könne. Man habe es nämlich jetzt erfunden, jeden beliebigen oder mißbeliebigen Grundsatz so zu drehen, daß er Einen nicht mehr im mindesten „schentere.“ Man habe das früher schon können, aber man habe jetzt diese Erfindung so verbessert, daß man Erstaunliches und Unglaubliches damit zu leisten im Stande sei. Es sei das überaus commod. Da sei oft etwa ein Artikel in der Verfassung oder im Gesetz, wo Einem nicht dient und immer ändern dürfe man auch nicht; jetzt nehme man ihn einfach z'weg, drehe ihn mit der neuen Erfindung und dann paßt er wie gegossen. Diese Erfindung habe eine solche Gewalt, daß man damit alles Recht in der Welt mit sammt hundert schweren Eiden mir nichts und dir nichts aus den Angeln heben könne. Man habe sogar letztes Jahr mit derselben auf einmal ein paar tausend Juden mit Hudel und Pelz über die Grenze gehoben und sie dem lieben Schweizervolk' auf den Hals geladen; freilich sei die Maschine vorher frisch gesalbet worden. Jetzt sei man in der besten Hoffnung, daß man in kurzer Zeit ganz leicht die Japanesen, Chinesen, Muselmänner und andre Heidenvolk und Menschenfresser aus den fernsten Inseln hineinbringen werde. Das Kommodeste am Ganzen sei aber noch das, daß man damit die erschrecklichen Jesuiten — Gott b'hüt' uns vor allem Uebel — auf 100 Stunden weit sich vom Leib' halten könne. Es sei eben nur schade, daß man vor 20 Jahren diese Ma-

schine noch nicht gehabt habe, sonst hätte man jetzt mit allen Klöstern schon sauber aufgeräumt und es hätte den Aargauern nicht so viel Redens gegeben wegen ihren Klöstern; den Zürchern hab's jetzt schon viel minder Arbeit gegeben mit ihrem R h e i n a u. Sie haben einfach die alten Urteel und Eide, womit sie dem Kloster das L e b e n zugesichert hatten, auf den neuen Drehstuhl genommen und da kam's heraus: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht;“ also Sterben ist besser, als Leben, nämlich wenn's ein Kloster im Züribiet betrifft — und damit war's fertig. Um jetzt auf meinen Grundsatz zu kommen: „Bleib' im Land' und nähr' dich ehrlich,“ so sei es gar nicht nöthig, daß ich ihn ändere; ich könne d'rauf schwören und d'rauf leben und sterben und doch mein ganzes Leben auf Reisen gehen; ich brauche nur diesen Grundsatz auf Bern zu schicken und da werde ich mit umgehender Post die Antwort erhalten, daß nach neuestem Recht eigentlich die ganze Welt L a n d sei und wer auf Reisen gehe, der bleibe ja im Land' und wenn er gut esse und trinke und zahle, was er schuldig sei, so nähre er sich ja ehrlich, daß ehrlicher nichts nütze.

Unsereiner ist eben ein Paar Duzend Jahre zu früh auf die Welt gekommen und hat ein Paar Jahre zu spät angefangen, Verstand zu haben, sonst hätte man das schon lang gewußt. Indessen kam mir das Wissen, wenn auch sehr spät, doch just zu guter Stunde; denn ich hatte eben vernommen, im Wallis d'rin und zwar in Sitten sei am Herbst' Piusverein. Da bekam ich gleich die Wanderlust und hab' gedacht:

Die ganze liebe Welt ist Land
 Von Stans bis an den Rhonestrand
 Und d' Walliser sind biedre Leut'
 Und nähren sich in Ehrlichkeit.
 D'rum aufgepackt! Nimm' Stock und Hut!
 Nach Sitten frisch und wohlgenuth!

Vom Reisen.

Das Reisen ist schon lang erfunden und doch sind die Gelehrten noch nicht einig, was besser sei, allein zu reisen oder mit Begleitschaft. Es ist eben, wie in vielen Dingen, dafür und darwider. Ist man allein, so ist man sein eigener Herr und Meister und braucht aller Welt nichts darnach zu fragen, steht auf und geht nieder, kehrt ein und reist wieder, wann und wie man will; und, was in meinen Augen gar nicht zu verschätzen ist, wenn man die Eisenbahn verspätet, so kommt's Einem nicht aus. Freilich muß man auch nicht meinen, man hab' den Himmel auf der Welt, wenn man allein ist. Es

ist eben vom lieben Gott so eingerichtet, daß auf der Welt immer etwa Einer an die Gnad' eines Andern kommen muß; und das kann auch auf Reisen der Fall sein. Da kann's kommen, daß man gar froh über einander ist und daß Einer dem Andern etwa einen Dienst thun kann. Wenn man aber unter Fremden ganz fremd ist und auch gar keinen Menschen kennt, so ist man doch etwas scheuer, namentlich unsereiner, wo keine Schnäuze hat; man darf Niemand um einen Dienst ansprechen, aus Furcht, statt des Dienstes ein giftiges Auge oder ein bitteres Wort zu bekommen. So ein „Gumi“ würde ein schönes Gesicht machen, wenn man ihn bitten wollte, einem die Stiefel abzunehmen und so kann es geschehen, daß man in Gottes Namen mit Stiefel und Sporen in's Bett muß, was nicht kommod sei, hab's aber nie erfahren. Und auch sonst, so ganz mutterseelenallein in die Welt hinaus, wo man nur unbekannte Gesichter sieht und ein Mischmasch von Sprachen hört und Gesprächen, daß man meint, man sei in Babel beim großen Thurm — das ist hie und da zum Sterben langweilig, besonders wenn's Wetter darnach ist oder einer eine schlechte Laune hat oder in jenen Paar Jahren reis't, wo die Zeitungen täglich eine halbe Seite über die Frage bringen, wer in Schleswig-Holstein regieren soll. Hat man aber gute Bekannte bei sich, so theilt man etwa Freud' und Leid' miteinander, und es weckt Einer am Morgen die Andern, damit man das Schiff nicht verschlase und verkündet schon früh, was heut' für Wetter sei. Von Mehrern hat sicher etwa Einer eine Uhr bei sich, die recht geht oder Zündhölzli, oder einen Schußlöffel und Faden und Nadel. Hat Einer kein Geld mehr, so haben die Andern. Und ist's gerade Freitag, so denkt wohl von Allen Einer daran und kommandiert regelrecht Kaffee und Käse oder ein Ei im Topf. Auch kann vielleicht von Allen der Eint' oder Andre so viel französisch, daß er, wo's nicht deutsch ist, um's „3' Nacht und Uebernacht“ fragen und den Speiszeddel verdollmetschen kann. Und ist's ein Geistlicher und sagt allemal dem Aufwärter zum Dank' ein höfliches: Merci Muzje! so werden die Gäste besser Maul halten und so lang man's hört, weniger über einen sich lustig machen, weil sie eben merken, daß man kein so dummer Kerl ist, sondern auch französisch spricht. Kurz und gut, s' hat auch seine gute Seite, mit Begleitschaft zu reisen.

Indessen muß man doch den Bazen auf beiden Seiten beschauen. Wenn Mehrere mit einander reisen wollen, da hat man freilich oft auch die liebe Noth, bis allemal Alle wollen, was Einer und Einer, was Alle. Einer will früh fort, der Andre

später. Einige wollen zu Fuß, Andre wollen fahren; und ist s'Fahren endlich zum Beschluß erhoben, so wollen die Einen per Post, die Andern per Extra-Fuhrwerk und wenn das zweite wieder das „Mehr“ hat, so gibt's wieder ellenlange Disputen, was für ein Fuhrwerk man nehmen wolle. Da kommen alle möglichen Fuhrwerke, Roß' und Wirths-Leute in Vorschlag und ihre Arten und Unarten werden hervorgestrichen, daß oft kein gutes Haar an ihnen bleibt. „Er für sich ging' zum Sternen, meint Einer, die fahren am billigsten.“ Aber das will einem Andern nicht dienen. Der Sternenswirth sei auch gar so ein hartgefottener Mensch und das einte Roß sei ein Teufel; er einmal habe keine Lust, Hals und Bein zu brechen; er wolle eigentlich nichts dazu sagen, aber wenn er was Meister wäre, so würde er ein paar Fränkli nicht achten und ging einfach zum „Ochsen“, er sei dazu noch sein G'vattermann, nämlich der Wirth, und die Roß' seien jedenfalls gute Käufer und sichereres nütze nichts.“ Schon recht, meint ein Dritter, aber der Fuhrmann sei auch gar ung'schlachtet und zeitweis herrenlos grob. Wie wär's, wenn man zum „Bären“ ging? „Nein! zu dem geh' er unter keinen Umständen, ruft der Erste, der müsse ihn nicht schinden bis auf's Blut; eher geh' er zu Fuß oder bleibe daheim, das sei ihm zuletzt einerlei; er hab's zwar nicht ungerne und sag's nicht wegen dem, aber sonst hab' der Bärenwirth und sein Volk dem Hr. Wetter auch nicht g'holfen an der letzten G'meind; aber wegen dessen sei er noch gleich G'meindamann worden ohne s'Bärenwirths; und der Bärensepp könne noch einen schönen „Schuß“ und zwei Tag' warten, bis er etwas werde. Und er wisse nicht, warum man nicht zum Sternen wolle, es seien doch rechte Leut' und d'Roß' auch und billig.“ So folgt ein Vorschlag dem andern; aber bald liegt der Wirth nicht recht im Blei, bald der Fuhrmann, bald fehlt's an den Rossen, bald an der Kutsche, bis endlich der „Ochsen“ Meister wird und der G'vattermann den Auftrag bekommt, auf 10 Uhr einen Zweispänner zu bestellen. Wie man noch hin und her redet, vernimmt man, des Ochsenwirths seien mit einer „Hochzeit“ in d'Stadt gefahren und kommen vor Abend nicht heim. Nun geht der Märcht von vornen an, bis endlich nach langem Rathen und Rät'heln, Red' und Widerred' ausgemacht wird, es soll Einer beim Sternen fragen, und dann wolle man beim obern Brunnen Punkt 10 Uhr einander antreffen und machen, daß man fort komme. Er soll auf „Rüfen“ haben, man wolle unterdessen hier warten, bis man wisse, woran man sei. Zum Glück' find's' Sternenswirths daheim und der, wo zu fragen gegangen war, bringt

bald die Kunde, um 10 Uhr werde angespannt sein. Also habt ihr's gehört, um 10 Uhr beim obern Brunnen! — Wie ist's, fragt jetzt noch Einer, wollen wir die Regenschirme mitnehmen oder nicht? Eine Lebensfrage, die wieder viel zu thun gibt. Einer traut dem Wetter und will das „Dach“ nicht mitnehmen; man komme leicht darum; er hab' schon einmal ein's im Wirthshaus stehen lassen und es nicht mehr bekommen. Ein Andrer hat Regen im Kopf; es hab' am Morgen „geröthet;“ er wolle aber kein Sonderling sein; wenn die Andern das „Dach“ daheim lassen wollen, so nehm' er auch kein's. Da wird nun wieder ein Langes und Breites gemacht, was besser sei, das „Dach“ mitnehmen und es dann vielleicht in der Eisenbahn oder im Gasthof vergessen, oder aber es daheim lassen und allenfalls mausnaß werden. Selbst das Weibervolk, obschon in der Regel nicht sonderlich gut ge-launt, wenn die Herren auf Reisen gehen, muß seine Meinung darüber geben. Aber weil die Gelehrten wieder nicht einig sind, so wird als das Beste erfunden, es soll Jeder für seine eigene Haut sorgen, wie er wolle; die Hauptsache sei, daß man jetzt einmal heimgehe und sich reisfertig mache, damit dann auch Alle um 10 Uhr beim Brunnen parat seien und man nicht noch lang' warten müsse und zuletzt gar die Eisenbahn verspäte. Also auf Wiedersehen um 10 Uhr! —

Es wär' wohl ein halbes Wunder, wenn Alle zur rechten Zeit da wären. Wo's 10 Uhr schlägt, ist Anfangs Einer da; die Andern stürmen noch daheim herum, bald Stiegen auf, bald Stiegen ab, von der Stube in die Kammer, von der Küche in den Keller, um überall noch etwas einzupacken. Einer hat just noch den Bart eingeseift und s' Messer haue, daß Gott erbarm'. Ein Andrer nimmt noch eine Suppe und die sei, wenn sie schon von Feuer wäre, sie könnte nicht heißer sein und dann müsse er erst noch einmal die Kleider wechseln, er komme ja mit dem Halsbündel, daß er vor keinen rechten Menschen dürfe. Ein Dritter endlich muß noch von seiner Frau oder wenn er keine hat, von der Haushälterin eine lange Standeslehre anhören, was Allerlei er nicht verlieren oder im Wirthshaus nicht vergessen soll; er verliere ja allemal etwas; das einte „Dach“, wo er im Wirthshaus z' Waran habe stehen lassen und's natürlich nicht mehr bekommen habe, reue sie, so lang sie lebe; den schönern Hut könnte er wohl daheim lassen, er könne ja doch nicht Sorg' dazu haben und werde ihm sicher wieder verwechselt und dann bringe er aber wieder etwa einen alten, feuerfuchstrothen, abgeschabten Hudel heim, daß ihn kein Bettler vom Bo-

den aufläse. Dann soll er auch zum Geld Sorg' haben und nicht Alles kaufen wollen, was ihm in die Augen steche und wenn doch etwas gekauft sein müsse, so soll er nicht allemal d'rum geben, was sie fordern, er könne ja Anfangs wissen, wie sie Alles überbieten; so eine Reise koste sonst viel und man müsse nachher auch wieder gelebt haben. Da unser Reisender dieses Reglement schon so oft gehört, daß er's ordentlich auswendig weiß, so meint er, er sollte sonst eigentlich jetzt doch gehen, er hätte schon um 10 Uhr beim Brummen sein sollen und jetzt sei schon ein Viertel darüber und er möchte denn nicht gern der Letzte sein. Und wirklich, er ist es nicht; denn der, wo zuerst da war, ist wieder fort, um die Andern zu suchen und zu pressieren; ein Anderer ist noch einmal heim, er habe die Cigarren auf dem Tisch liegen lassen und der Mann mit der feurigen Suppe ist auch noch nicht da. Endlich kommen's nach und nach, als wenn's pressierte und es fehlt nur noch Einer, nämlich der, wo zuerst auf'm Posten war und wieder fortging, die Andern zu suchen. Es fehlt wenig, man schickte ihm wieder Einen nach, um wo möglich auf diesen wieder warten zu müssen.

Zum Glück kommt er aber und die Peitsche knallt und unsere Reisenden sind so ziemlich einig, daß sie die Eisenbahn verspäten werden. Weiß nicht, wie's ihnen geht; aber das weiß ich, daß es so gehen kann, wenn Viele mitsammen reisen. Und das ist nun erst angefangen; wie's weiter geht, kann sich ein Jeder selber denken. Da gibt's auf Reisen wohl allerlei Fragen, worüber, wie schon bemerkt, die Gelehrten nicht einig sind. D'rum hat's auch Vieles für sich, allein zu reisen. Da aber doch noch nicht ausgemacht ist, was besser sei, allein oder mit Andern, so hielt ich mich dießmal an das, was geschrieben steht: Es ist dem Menschen nicht gut, allein zu sein — und reiste selbst. Und ich mußte es nicht bereuen. Wir waren von Anfang bis an's Ende stets guter Dinge mit einander; was Einer wollte, das war den Andern recht; wenn Einer dürstete, so dürsteten Alle. Es herrschte die schönste Einigkeit, obschon G'nossen und Weisaffen dabei waren. Freilich hatten wir keine Gelehrten von Fach, kein Weibervolk und keine Komödianten bei uns.

Der Plan und Anderes.

Will Einer ein Haus bauen, oder hat Einer Krieg mit den Russen oder will auf die Reif', so wird zuerst der Plan gemacht. Der unstrige war bald in Ordnung. „Von Stans nach Sitten,“ das war schon abgemacht und da war nur noch abzu-

thun, ob mit Dampf oder über die Berge? Der Dampf bekam einhellig den Vorzug, es brauche weniger Zeit und das Andre sei ein Stravag oder eine „Gujonnade“, wie die Soldaten meinen, die vor paar Jahren in's Wallis hinein mußten. Also mit dem Roglöcher-Dämpfer auf Luzern und von dort auf der Eisenbahn über Bern, Freiburg und Lausanne nach Sitten, das war der ganze Plan. Ein Abstecher von Lausanne über den See nach Genf wurde provisorisch darin aufgenommen und über die Frage, ob's auf dem Heimweg von Bern über Thun und den Brünig gehe, oder aber über Neuenburg und Solothurn, ließen wir einweilen dem Wetter und dem Geldsack' das Protokoll offen. Wie lang man da und dort verweilen und wo man Nachtlager halten und ob man z' Bern dem Bundesrath eine Visite machen und einen angemessenen Beitrag an den Piusverein verlangen wolle, ward vorläufig noch der Zukunft vorbehalten. Alles Uebrige ward „vorzu“ abgemacht. Und da, glaub' ich, hatten wir recht. Mit fixen Plänen reisen, das kann mir's nicht. Man ist heutzutage nichts mehr Meister auf der Reise. Die Dampfschiffe und die Eisenbahnen fahren, wann sie wollen und warten nicht auf unsereinen und wenn man schon Dorfmann und G'nos' von Stans oder gar im Piusverein ist. Bei der alten Schiffordnung konnte man kommen, wann man wollte, so konnte man doch noch ein wenig „verschnaufen;“ „es sei am Sepp z' fahren und der nehme' unterdessen noch g'stwind etwas z' Müni;“ hingegen jetzt haben's doch ein Pressieren, als wenn sie nicht wüßten, daß unsereiner auch noch auf's Schiff will. Eine ehrenhafte Ausnahme machte dießmal der Dämpfer im Rogloch. Die Luzerner hatten vermuthlich nicht gewußt, daß die Stanser z' Bieren hoch an den Piusverein und mit dem ersten Eisenzug Nachmittags von Luzern fort wollen, sonst hätten sie ihre Fahrt von Alpnacht und Stansstad nicht so eingerichtet, daß man zu diesem Zug' just zu spät kommt. Hingegen der „Rogberg“ hatte seine Fahrten so gestellt, daß man in Luzern angekommen, sofort in die Eisenbahn konnte. Das paßte wie gegossen in unsern Plan; für's erste mußten wir den Luzernern nicht an ihre Gnade kommen und man hat doch immer, wenn man auch Eidgenoss' ist, so ein Bißchen Vertligeist; und für's Zweite konnten wir auf diese Weise noch ganz kommod am Abend bis auf Bern und dort als Abgeordnete des Piusvereins von Stans sehr wahrscheinlich mit dem Gesandten Viktor Emmanuels zu Nacht speisen. —

Schon eine schöne Weile vor der bestimmten Stunde waren wir daher am „Acheregg“ und war-

teten dort im „Schatten kühler Denkungsart“ auf den kleinen Dämpfer. Ich war besonders seelenvergnügt in dem Vollbewußtsein, daß der Anfang sich so gut anlasse und wir nicht zu spät gekommen. Hab hierin immer eine gewisse Furcht, weiß nicht, woher es kommt; aber es wird halt im Blut liegen. Wir hatten unterdessen Zeit und Gelegenheit, darüber unsre Betrachtungen zu machen, was doch hier für ein Unterschied sei zwischen früher und jetzt. Früher hat's schlechtweg nur der „Geißgaden“ geheißt und jetzt ist's der „Gasthof zum Acheregg“; früher konnte man nur in einem schwankenden Schifflein mit der übrigen Welt verkehren, jetzt führt eine prächtige Eisenbrücke dahin; früher war's der Ort, wo etwa ein Alpnachter-Fehr untergestanden, bis das Unwetter vorbei war, jetzt fahren Engländer und anderes gemeines Volk und hohe Herrschaften drei- und vier-spännig vorbei; früher hat kein Hahn darnach gekräht, nämlich nach dem Acheregg, und jetzt hätte es vor paar Jahren bald zwischen Nid- und Obwalden ein Casus belli wegen der Acherebrücke werden können, auf deutsch, es wären unsre hohen Regierungen bald einmal etwas uneins geworden, was hier nur der Rarität wegen registriert wird; früher hat wohl kein Reisender nur gewußt, daß es ein Acheregg gibt auf der Welt, verschwiegen denn, wo es ist, und jetzt warten vier reisende Stanser daselbst auf das Nidwaldner-Dampfschiff; und sie warten schon lange und warten wieder und schauen fast die Augen aus, bald auf die Uhr, bald auf das Dampfschiff, das heißt, über den See hinauf, ob's denn nicht bald komme. „Und wenn's denn jetzt nicht augenblicklich komme, meinte Einer endlich, so werde man in Luzern den Eisenzug ganz sicher verspäten“ und bewies es ganz gründlich an der Hand der Uhr und des Eisenbahnbüchleins. Fürwahr ein Schreckenswort für unser-eines Ohren. Meine Hoffnung war bereits zu unterst unten, auf dem Gefrierpunkt, weil's eben bei mir im Blut liegt, mich auf diesem Feld mehr als Andre zu fürchten. Aber auch meine Freunde schauten sehr bedenklich d'rein und waren, wie ich, ziemlich einsilbig geworden. Doch ist Polen noch nicht verloren. „Ich sehe Rauch“ ruft freudig Einer aus. Man braucht nicht zu sagen, daß wir Alle in einem Gemisch von Hoffnung und Angst den Blick dahin wandten, denn das hatten wir jetzt schon über eine halbe Stunde gethan; es war wirklich Rauch zu sehen, aber es war eben nur Rauch. „S' ist doch der Dämpfer,“ heißt es wieder. „Aber was haben wir davon, wenn er's ist, und doch nicht kommt,“ meinen die Andern. Endlich nach langem, bangen Warten kommt er, aber beileibe nicht etwa der Dämpfer, sondern der leidige Bericht, das lang er-

sehnte Dampfschiff stecke seit Vormittag draußen am Horneregg im See und könne nicht mehr hinter-sich und nicht mehr farsich und so gebe es vorläufig nichts aus dem Fahren. „Da sie aber dieses gehört hatten, gingen sie von den Aeltesten angefangen, Einer nach dem Andern hinaus,“ das heißt über die Acherebrücke zu Fuß im Gänsemarsch, Einer hinter dem Andern, nach Stansstad nihil dicens, wie's in der Rubrik heißt, zu deutsch: es wird nicht gesungen. Wie ich d'rein geschaut, weiß ich natürlich nicht; aber bei den Andern glaubte ich bemerkt zu haben, daß ihre Gesichter um ein Merkliches länger geworden waren. Die Leute aber, die es sahen, lachten auf den Stockzähnen, was ich ihnen in allweg nicht verargte.

Der Schaden war übrigens nicht gerade unerseßlich, weil wir in Stansstad eben recht kamen, um mit dem Luzerner-schiff von Land zu stossen, wobei wir ein so ehrliches Gesicht machten, als unter Umständen möglich war. Schade war's nur für mein Vollbewußtsein d'rüben am Acheregg, daß der Anfang so herrlich gerathen sei und für den schönen Plan, heute in der Bundesstadt zu übernachten. Wir mußten nun in Luzern mehrere Stunden bezuslos auf die Eisenbahn warten und natürlich auf die vorhabenden Visiten in Bern und das wahrscheinliche Nachessen beim italienischen Ambassador verzichten. Ganz nutzlos war indessen unser Warten in Luzern auch nicht. Während die Andern im Wartsaal saßen und wahrscheinlich ausrechneten, wo wir jetzt sein könnten, wenn wir nicht noch hier wären, spazierte ich langweilig vor dem Bahnhof. Da sah ich dann, wie zwei Rutschner aus den ersten Gasthöfen, mit goldverbrämten Mützen, einander in die Haare kamen und mit den Fäusten um den Kopf einander die neuesten Ideen der Gleichberechtigung eingebläut haben. Es hatte nämlich Jeder seine Rutsche so stellen wollen, daß die Reisenden die des Andern wo möglich nicht bemerken und ja nicht bei ihm einsteigen sollten. Es wollte mir scheinen, daß solchergestalten die Treue zu seinem Herrn etwas zu weit getrieben sei, kenne aber das Fahrreglement von Luzern zu wenig, als daß ich mir ein Urtheil erlauben wollte. Nur nimmt's mich jetzt nicht mehr Wunder, daß die Luzerner-Wirthe so schöne Häuser bauen können, wenn sie so treue Bedienstete haben, daß sie sogar ein paar blaue Augen nicht scheuen, wenn es gilt, einem Andern etwa einen „Gumi“ abzujagen und ihn ihrem eignen Herrn zu bringen. Ich hab' aber mich auf's Neue überzeugt, daß doch überall Neid und Eifersucht sei, sogar z' Luzern, wie daheim und anderswo. Da hat uns der Teufel ein wüßtes Vermächtniß gemacht.

Da will meistens Einer Alles allein haben und mag den Andern nichts gönnen. Kannst du eine Pfeife voll Tabak verkaufen oder ein Paar Ellen Schnür' oder für fünf Bagen Brustzucker, so hat's sicher schon Einer ungern. Kommst du in den Gemeindrath oder wirst Rathsherr, so weiß bald etwa Einer, der's im Geheimen schon lang auch gern gewesen wäre, „daß du eigentlich ein rechter Mann seiest, aber das Pulver habest du nicht erfunden; er sei noch mit dir in die Schul' gegangen und da seiest du nichts weniger als ein Hexenmeister gewesen und wenn's nicht nach Gunsten gegangen wäre, so hättest du gewiß nie ein Prämie bekommen. Nicht zwar, daß er's dir nicht gönne, aber einmal im Schreiben und Lesen wollt' er's noch mit dir aufnehmen; übrigens danke er tagtäglich unserm Herr Gott, daß er sich in allen Theilen nichts annehmen müsse; es sei einem so am wohlsten.“

Und manch Einer, wenn er sein Heu unter Dach hat und s' ist noch da und dort ein „Buurli“, der noch nicht eingeheuget, und s' Wetter will abfallen und der Pfarrer erlaubt's am Sonntag', so begehrt er auf wie ein Nachtwächter; „heut' hätt' er's gar nicht erlauben sollen, es sei kein Gedanke, daß es regne und von Noth wolle man gar nicht reden; aber es sei sich nicht zu verwundern, so lang des Nachbars noch zu heuen haben und etwa ein Ankenstöckli nichts achten, werde es immer erlaubt.“ Hingegen so lang er selber nicht eingeheuget hat, da ist denn alle Sonntag' Gefahr und Noth.“ Der Barmeter fange eher an zu fallen und die Schwalben fliegen ganz tief, das G'flügel thue wie wild und am Morgen habe ein Huhn gekräht und er hab's da und da g'hört läuten und g'spüre die Kegens Gliedersucht an allen Orten und Enden, kurz alle Zeichen zum Regnen.“ Oder s' ist Einer ein Senu und hat die Käs noch nicht verkauft, da muß er den Anken nicht lang rechnen, s' ist schon etwa Einer, der ihm Rechnung führt, wie viel U er von jedem Käs gemacht und wie manchesmal es ihm „Vorbruch“ gegeben und wie viel Salz er gebraucht und wie viel „Blähte und G'lüpfte“ er habe. Ein Aundrer hat Heu feil, so muß er's nicht in's Amtsblatt thun; s' ist schon etwa Einer, der's bekaunt macht, was für einen miserablen „Stock“ er heuer habe.“ Grad just die ersten Paar „Burdeli“ seien gerathen und die haben noch kein Thau gehabt; das Aundre sei meistens verregnet; das Frühheu sei denn gar völlig feuerroth, übel liegendes Heu hab' er immer; aber heuer, sei's auch gar; und ohne das steche die hintere Matte stark auf Ried; die Rüh' fressen's mit keim Lieb und geben nichts dabei; und dann sei's erst noch ungfrent zu

hirten; im Gaden sei keine Ordnung, das Wasser führe Dufft, für's Käsen sei eine schlechte Einrichtung und's Milchhaus sei so nüd werth, als es auch nur sein könne. Und zu allem dem sei er denn von den „Borthligern“ einer und Streitbarers lebe nichts; da hab' er immer ein' Schaar Schaf', die im ganzen Gaden herumlaufen und das beste Heu vorweg fressen; mit dem Heumaß, da heiße es denn die Augen aufstun, sonst habe man dann sicher nicht den Borth'el. Und wie man so höre, thät's nicht schaden, wenn man den Heugaden gut b'schließen könnt'; nicht zwar, daß man gerade sagen wolle, das Heu sei nicht sicher, aber einmal das wisse man, daß er sicher kein's darzu thut.“ Und so ist's in allen Dingen; wenn Einer etwas zu verkaufen oder zu verdienen hat, so macht sich Reid und Haß d'rüber her und zerfetzt und zerzaust ihn und seine Sache, daß kein gutes Haar daran bleibt. Und will gar Einer und Eine heirathen und meinen ihr Glück zu machen, was allemal Alle meinen, und sind Andre, sie hätten ihn oder sie auch gern gehabt, da werden dann sicher die Farben nicht gespart, namentlich die auf's Schwarze stehen, um ja ein recht schattiges Konterfei von ihnen zu machen. „Man wolle auch noch gerne erleben, wie's da heraus komme. Anfangs er sei, wenn man's sagen dürfte, keinen faulen Heller werth; und sei sich eigentlich nicht zu verwundern, man wisse ja, was schon sein Großvater, tröst' ihn Gott, gewesen sei, es sei ihm wohl gekommen, daß er Rathsherr gewesen, sonst wär' er „dieswäg“ auf's Rathhaus gekommen; und sein Vater sei auch so, was er sei, einmal nicht von den Bräverern einer; und da sei der Apfel nicht weit vom Baum gefallen; g'schaffet hab' er sein Lebtag nicht gern, und in Kirchen und Kapellen hab' er sich auch nicht verderbt; und dann, wie man höre, sei ihm das Getränk auch nicht zuwider und spielen könn' er auch; er sei freilich ein „toler“ Bursch' und hab' jetzt ein paar tausend Pfund Mittel, aber das „deute“ Alles nichts, wenn Einer bei Allem sein wolle, wie er. Und dann sei ihm erst noch der Kopf nie gebrochen worden und komme mit ihm selber nicht aus, verschwiegen dann mit einer Frau.“ Bei allem dem, meint wieder Eine, sei's erst noch Schad' für ihn; wenn er auch eine ordentliche Person genommen hätte, so hätte sich am Ende noch Alles gemacht. Aber mit der, da könn's es nicht geben, und geb's nicht. Anfangs auf und nieder hab' sie können, wann sie hab' wollen; s' Kaffee hab' man ihr am Morgen in's Bett gebracht, kein' rechten Tropf' Warmes könne sie machen und vom Haushältern verstehe sie so viel als ein erstwordenes Kind; und dann alle hl. Tage ein neues Kleid und alle „Neu und Wedel“ eine

andre Mode; es müsse wohl gehen, sonst „lange“ ihr der Zins nicht einmal an die Reifröck. Und dann wegen der „Hübsche“, da geh’ es auch noch rechtmäßig zu. Kurz man möge gar nicht von der Sach’ reden; er sei ein Lump und drei Vierlig und sie nicht viel besser. —

Ich war noch nicht zum Schluß gekommen mit all meinen Betrachtungen über Eifersucht und Mißgunst in allen möglichen Formen und Gestalten, als endlich die Eisenbahnglocke uns die frohe Botschaft brachte, daß die Stunde nahe sei, wo wir wieder einen Schritt weiter kommen sollten. Einsteigen! Vorwärts! und nach zwei Stunden waren wir in Olten. Es war unterdessen Nacht geworden und regnete und stürmte, daß man mit dem Regenschirm seine liebe Noth hatte. Zum Glück fanden wir bald ein Obdach, eine warme Suppe und ein gutes Nachtlager, wo wir von unsern Strapazen wohl ausruhten und wenn’s jetzt nicht gerade z’ Bern oben war.

Ein guter Bekannter auf dem Cobbett.

In der kleinen Stadt Olten, da hatte ich einen einzigen Bekannten; einen uns Allen sehr lieben Mann — und der gute Mann lag leider! wirklich am Sterben. Er war vor Jahren Professor in Stans, später daselbst Guardian und jetzt eben wieder als Vikar dahin erwählt. Es war Pater Grenäus, ein Mann noch in der vollen Kraft des Lebens; so recht von Herzen gut, von ächtem Schrott und Korn, ein wackerer Ordensmann und wie es den Anschein hatte, von den Gesunden der Gesündeste. Aber Stans sollte den lieben Pater hienieden nicht mehr sehen. Er starb nach schmerzvoller Krankheit fromm und Gott ergeben, wie er gelebt. Auf frohes Wiedersehen dereinst im Himmel!

Wenn ich wüßte, daß man’s dem Kalender nicht übel nähme und er sich nicht etwa bei Ein’ und Andern entgelten müßte, so wollte ich hier gern etwas sagen, was eigentlich die Leut’ schon lange wissen, aber Viele lieber wollten, sie wüßten nichts davon. Will’s einmal wagen und wenn dann der Seypli oder s’ Männli am Abend beim „Rufkernen“ oder Aepfelrüsten den Kalender vorlesen, so können sie dann fragen, ob sie’s lesen sollen oder nicht. — Es war vor vielen tausend Jahren, da hat’s eine Zeit gegeben, wo die Leute noch nichts vom Sterben wußten. Da gab’s auf der ganzen Welt noch keinen Friedhof und keinen Todtengräber, kein Beinhaus und keine Grabbeterin; denu das Sterben war noch gar nicht der Brauch. Auch war’s den Leuten immer ganz wohl. Zur selben Zeit hätte es Einer übel getroffen, wenn er auf’s Dokterieren

studiert hätte, denn es that Jahr aus und ein keinem Menschen auch nur ein Zahn weh. Da hat Keiner ein Bein gebrochen oder die Achsel ausgemacht; „Stich“ und Nervenfieber waren unbekannte Sachen und von der Auszehrung und Gliedersucht mußte kein Mensch etwas. Auch das Kopfwelh, sowohl das rechtmäßige, als auch das, wo allemal die Studenten und andre Schulkinder haben, wenn sie die Lektion nicht gelernt, war noch gar nicht bekannt. Von Verkältung und Krämpfen und all den tausend Schmerzen und Uebelkeiten war noch keine Rede. — Wie lang diese gute alte Zeit gedauert, weiß man nicht; aber daß es, wenn’s darnach gegangen wäre, immer so hätte bleiben sollen und daß es dann aber auf einmal und für immer anders geworden ist, daß weiß ein Jeder und kann es täglich sehen und hören und mit den Händen greifen. Seither ist die Welt ein wahrer Spital der Unheilbaren geworden und wer da hinein geht, der kommt nicht mehr davon, er muß sterben, er mag wollen oder nicht, der Eine früher, der Andre später. — Als Leid und Schmerz in die Welt gekommen und der grausige Knochenmann angefangen, die Menschen um’s Leben zu bringen, da haben die Leute dem Tod in die Karten geschaut und haben ausstudiert, wie er’s angreift, wenn er Einen in seine Gewalt bekommen will und haben seinen vielen Kunstgriffen so lang als möglich zu entgehen gesucht. Und der liebe Gott selber war nicht wenig auf ihrer Seite. Er hat in seiner Macht und Güte allerlei Kraut und Gras und hundert andere Dinge auf und in der Erde wachsen lassen und ihnen befohlen, daß sie dem Menschen zu Nutz’ und Abwehr sein sollen gegen Schmerz und tausendfaches Weh. Dann hat Er Leute genommen und Doktoren aus ihnen gemacht und ihnen ein Herz gegeben, auf daß sie Mitleid haben mit dem Kranken und Verstand, damit sie wissen, wo’s ihm fehlt und was ihm hilft in seinem Schmerz. Er gab ihnen große Macht gegen allerlei Presten und Gebrechen; sie sollen mit seinem Beistand und mit den Mitteln, die Er erschaffen, alle Krankheiten heilen können; nur eine hat Er ausgenommen, die letzte; sie sollen lindern oder mildern jede Leibesnoth, nur eine nicht, es ist des Menschen letzte Noth auf Erden, der Tod. Gegen ihn ist kein Kraut gewachsen auf Gottes weiter Welt; gegen ihn hilft keine Kunst der Aerzte; vor ihm schützt kein Alter und Geschlecht, kein Adel und kein Name, nicht Schönheit und Pracht, nicht Weisheit und Kraft, nicht Reichthum und Ehren, nicht Spott und Hohn, nicht List und Gewalt, nicht Szepter und Kronen, nicht Insel und Stab. Und was die Sache auch gar so bitter macht, der Tod hat kein

Herz oder hat er ein's, so ist's von Stein und Eisen. Da können sie jammern und klagen die armen Kinder am Todtenbett der guten Eltern und können es dem Tod vorrechnen, wie übel es ihnen geht und wie sie jetzt als arme Waisen, von Haus und Hof verstoßen, hinaus müssen in die weite, böse Welt, wo sie keinen bessern Menschen haben, als den andern. Der Tod thut, als hörte er's nicht. Und eine arme Frau oder eine liebe Mutter, sie kann die Augen roth weinen über den Verlust eines guten Mannes, eines guten Sohnes, einer braven Tochter; sie kann's lang dem Tod erklären, wie sie so gut gewesen seien, ihr' Hilf und Trost, ihre einzige Stütze und wie sie jetzt so ganz allein dastehe und verlassen von aller Welt. Der Tod läßt sie reden und achtet's nicht. Und der Familienvater, auf jedem Arm ein Kind und sechs bis sieben um ihn herum, er kann dem kalten Tod lang vorhalten, wie grausam er sei, kann ihn bitten und beschwören, daß er sich erbarme und der armen Unschuld die gute Mutter wieder gebe; s' ist umsonst; der Tod hat kein Herz und auch sonst keine Lebensart, weiß nichts von gutem Ton und feiner Manier. Da macht er keinen Unterschied zwischen Hoch und Nieder, zwischen Herren und Bauern, Reich und Arm; nimmt oft den größten Herrn, und läßt den Bettler laufen; läßt den Patienten los und nimmt dafür den Doktor, verschont die Herde und packt den Hirten, rafft eine jugendliche Schönheit hinweg und läßt ein altes Mütterlein sitzen, knickt wie ein schwaches Rohr den eisenstarken Mann und läßt den abgelebten Greisen noch ein paar Jahr an seinen Krücken gehen, marschirt bei der Hütte vorbei, wo zehn, zwölf Kleine um Brod schreien und die Mutter ihnen keines zu geben hat und geht geradenwegs in den Palast, wo nur eines in seidnen Bindeln und vergoldeter Wiege liegt. Da mag manchmal Einer denken, er hätte noch auf viele Jahre hin zu essen und zu leben darunter und darüber genug und s' wäre ihm erst jetzt Anfangs recht wohl und wenn's doch gestorben sein müsse, wär's doch minder Schad' etwa für Einen aus dem Armenhaus oder sonst Einen, der nichts zu beißen und zu brechen hat; der habe ja nichts Gutes auf der Welt und es ginge keinem Menschen übel und ihm wohl. Aber der Tod hat jetzt ihn auf der Liste und die Andern werde er dann schon finden, wenn's an ihnen sei. Wieder Einer glaubt, „Tur und Rang“ sei noch nicht an ihm; gerade in der Nachbarschaft seien fünf, sechs, die noch viel älter, als er; und der und dieser habe schon lang gekränkelt; und wenn's dann einmal an ihm sei, so wolle er nichts dagegen haben, aber man sollte auch ordentlich „vorab“ nehmen. Aber der Tod weiß nichts

von „Tur und Rang“, er kehrt ein, wo er will, sei man jung oder alt. Es gibt hie und da herzgute Leute, sie meinen, wenn sie einmal nicht mehr da sind, so werde es nicht mehr gehen, oder gehen, wie's kann und mag und doch nicht recht. Der Eine meint, die Frauen werden nicht mehr spinnen, weil ihnen Niemand mehr die Räder macht, daß es eine Art hat. Der Andre hat Kummer, die Herren werden baarsuß laufen müssen, weil sie keine Stiefel mehr bekommen, die sie nicht drücken. So eine alte, treue Marie, die schon dem guten jungen Herrn den ersten Brei gekocht, wettet darauf, seine Kinder werden nicht mehr essen, wenn's einmal nicht mehr durch ihre Hand geht und nicht mehr schlafen können, wenn's nicht sie in's Bett gelegt und ihnen Geschichten erzählt von einem kleinen Erdmandli und vom Krusihans und vom verwunschenen Kind. Und etwa ein guter alter Sakristan, der schon dabei war, wo man den Pfarrer gekauft, den nimmt's Wunder, ob die Geistlichen noch Mess' lesen, wenn er ihnen einmal nicht mehr das Messgewand anlegt und was für eine Gattung die Musik haben werde, wenn er einmal die Orgel nicht mehr aufzieht. Der beste Schütz' wird nichts mehr können, wenn sein Lader einmal mit Tod abgeht und ihm nicht mehr sagt, wo er den Schuß abziehen muß und was der Wind thut und daß er um einen Gedanken zu kurz sei. Auch die Feuerspritze können sie nicht mehr probieren und nicht mehr Komödie spielen und an unser's Herrgottstag keine Bögen mehr machen, wenn der oder dieser nicht mehr lebt. Und im Dorfrath werden sie Alles „z'hinderfür“ machen und der Staatswagen wird stillstehen und die Kirche wird zusammenfallen, kurz es wird nicht mehr gehen und geht nicht, wenn einmal der Gint' und Andre nicht mehr da ist. Aber dem Tod macht das Alles keinen Kummer; es sei schon vor hundert Jahren gegangen und werde wieder gehen, denkt er, und haut ab. Dann gibt's wieder Andere, die wissen wohl, daß sie nicht überbleiben können und auch nicht gerade befehlen, wann sie sterben wollen; aber gerade jetzt sterben, das sei ihnen doch erschrecklich undientig. Er habe just alle Hände voll zu thun, meint so Einer; die andre Woche kommen ihm die Zimmerleut' und die Maurer; die Ziegel für's neue Haus seien noch nicht da; die Theilung vom Wetter selig sei noch nicht gemacht und in 14 Tagen sollte er noch vor die Vermittler; und dann sei ihm erst noch gestern ein Faß Muskateller gekommen und den hätte er noch gern vorher angestochen; zu allem Dem, es soll aber nicht auskommen, hab' er noch das Heirathen im Thun; kurz das ganze Jahr habe er nie weniger Zeit gehabt zum Sterben, als eben jetzt. Allein

der Tod scheert sich wenig um Maurer und Muskateller und das Heirathen, der Mann muß halt nur mit, er mag Zeit haben oder nicht. Endlich noch Einer, den drückt der Schuß an einem andern Ort. Daß er nicht immer leben könne, das hab' er in allweg schon gewußt; aber daß es so pressiere mit dem Sterben, das hab' er freilich nicht gemeint und jetzt sei er einmal noch nicht gerüstet. Er hätte jetzt denn etwa anfangen wollen, in seiner Seel' ein wenig Ordnung zu machen und etwa, wenn's gerade ohne viel Molest sich hätte machen lassen, einmal von Boden auf mit Gott abgerechnet; und wegen der Kirchen- und Armensteuer hätte man's denn etwa ausrechnen können, wie viel er zu wenig versteure und wegen dem einten „Gütle“, wo die Leut' immer meinen, es liege nicht Alles senkelgrad, hätte man's auch etwa in Ordnung gebracht. Und er hätte sonst im Sinn gehabt, seine Kinder anders Mores zu lehren; die Buben hätten ihm anders folgen müssen und in Zukunft hätte er gerne sehen wollen, ob sie immer wieder aus der Predigt laufen dürfen und die Christenlehr' verschleifen und halbe Nacht herumfahren oder heim „Bären“ unten spielen oder sonst wüßt thun. Und was die Töchtern betreffe, so wär's jetzt denn aus gewesen mit der Lumpyen Mode und mit dem ewigen „Dorfen“ und des Nachbars Buben und dergleichen Blütschwäger, die hätten ihm noch einmal in der Nacht vor den Fenstern oben hangen sollen, denen hätte er den Meister gezeigt, daß es ihnen in den Ohren gesaut, dieser Galgenwaar'. Und er selber hätte es allenfalls, wenn's hätte sein müssen, auch noch etwas genauer nehmen können mit dem Christenthum und am Abend etwas früher heim vom „Bären“ und am Sonntag etwas wäter aus der Kirche; etwa eine halbstündige Predigt würde ihn nicht verderbt haben; und mit dem Beichten hätte er auch nicht mehr gewartet bis am letzten Ostersonntag. Kurz es hätte ihm einmal Alles einwenig anders werden müssen; er wisse wohl, daß es halt doch einmal zum Streben komme und wenn's sei, wie die Geistlichen sagen, so könnt's Einem doch gewaltig fehlen, wenn man hinüber kommt. Aber jetzt gerade den Augenblick so unverhofft davon, dazu sei er nun einmal nicht eingerichtet. Wenn er's nur auch ein einziges Jahr früher gewußt hätte! Oder wenn's doch sein müsse, so werde es doch auf ein Paar Wochen, oder drei, vier Tage oder doch zuletzt ein Paar Stunden nicht ankommen. Allein der Tod versteht kein „Wenn und Aber“; er beruft sich ganz einfach auf seine „Ordnung“ — und das Leben ist dahin und dahin sind all' die schönen Vorhaben, die Seele aber dort, wo der Baum bleibt, wie er gefallen. Noch

einmal, der Tod gibt keinen Aufschub, er hat fixe Zeit zum Fahren; da helfen keine Ausreden. Er hat täglich seine 80 bis 90 tausend Menschen über dieses Lebens-See an das Port der Ewigkeit zu bringen und da wird Keinem telegrafirt, wann's ihn treffe. —

Wenn man nun merkt, wie der grausame Tod mit den Menschen umgeht und schon bald sechstausend Jahre mit ihnen umgegangen ist, so nimmt's Einem nicht umsonst Wunder, wenn's wohl zuerst in den Sinn gekommen sei, zu sterben oder wer diesen Brauch eingeführt habe. Unser Augustin, aber nicht der Heilige, sondern der vor dem Keller unten im Margau, würde wohl der Erste sein, der's glaubte, wenn ihm Einer sagte, daß die Jesuiten den Tod erfunden oder die Karuziner ihn erbetet; denn das sei einmal sicher und kein Mensch könnt' es ihm aus dem Kopf nehmen, daß, wo ein Mönch gegangen, kein Gras mehr wachse. Der Garibaldi und die Engländer hingegen und ein Schützenredner am eidgenössischen Schießet haben den P a p s t im starken Verdacht; der Tod sei ein Unheil und alles Unheil komme ja von Rom. Endlich meinen einige Philosophen, die in der Regel nicht sind, wie andere Leut', es sei Alles von sich selber entstanden, also auch der Tod. Da habe einmal an einem schönen Morgen die Sonne von sich selber angefangen zu scheinen und dann haben's am nächsten Abend der Mond und die Sterne ihr nachgemacht; und wieder an einem schönen Morgen sei dann die ganze Welt da gestanden, ohne daß Jemand etwas daran gemacht und auf der Welt die herrlichsten Früchte und Alles, was schön ist anzusehen und gut zum Essen und Trinken. Dann haben die Menschen, (deren es freilich noch keine gegeben, aber das sei gleich) bei sich selber gedacht, es wär' sich doch der werth, auf der Welt zu sein und haben nach angehörter Red' und Widerred von Seite des Ich und des Nichtich den Beschluß gefaßt, es soll sürohin ein Jeder Verstand haben, und mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit der Zunge sprechen, kurzum soll leben und leben lassen. Und wie beschlossen, so sei's geschehen. Dann sei der Tod gekommen, natürlich auch wieder von sich selber, und sei unter die Menschen gefahren, wie der Wolf unter die Schafe. — Wieder Andre bringen andres Zeug hervor, je nachdem ihr Glauben oder Unglauben eine Fason hat. Aber der Tod läßt sich wegen all' diesem Geschwäg kein graues Haar wachsen; er läßt die Leute reden und rathen und thut, was seines Amtes ist. Und wir wollen's auch so machen und diese Leute reden lassen und Einem glauben, der's sicher wissen kann und es wirklich

weiß, weil Er dabei war, als der Tod auf die Welt gekommen ist und das ist der heil. Geist. In einem uralten Buch, die heil. Schrift ist der Titel, da hat Er uns gar viele wunderbare Dinge erzählt und unter Anderm auch, wie die Welt und der Mensch und dann später der Tod den Anfang genommen. Laut Seiner hl. Erzählung ist nichts von sich selber entstanden, sondern Alles von Gott durch Seine Allmacht erschaffen, Himmel und Erde, Engel und Menschen. In seiner unermesslichen Güte hatte Gott die Menschen so eingerichtet, daß sie nie hätten sterben müssen und weder Kummer noch Sorgen, weder Leid noch Schmerz, sondern fort und fort nur gute, glückliche Tage gehabt hätten, bis sie endlich zur vollendeten, ewigen Seligkeit in den Himmel aufgenommen worden wären. Die Menschen waren Gott so lieb, daß Er ihnen Seine Gnaden und Gaben für Seel' und Leib mit voller Hand austheilte. Nur Eines konnte und wollte Er ihnen nicht geben, nämlich — die Meisterschaft. Sie sollten Ihm unterthänig sein und Ihm gehoramen; ohne das könnte er sie im Himmel nicht brauchen und der Himmel wäre kein Himmel mehr, wenn ein einziger Ungehorsamer d'rinn wäre. D'rum wurden auch Millionen Engel, die ihren eigenen Kopf haben wollten und dem lieben Gott den Dienst abgesagt haben, augenblicklich und auf ewig aus dem Himmel verstoßen und ihnen das Niederlassungsrecht in der Hölle gegeben. Das hätten sich freilich die Menschen merken sollen. Aber leider! könnten wir auch heute noch uns Manches merken und thun's nicht und so haben's auch die ersten Menschen gemacht. Gott hatte ihnen bei Todesstrafe eine gewisse Frucht zu essen verboten. Dem Teufel, einem vom Himmel verstoßenen Engel, war das der rechte Anlaß, seinem grimmigen Haß gegen Gott und Menschen einmal Luft zu machen. Er legte Maskeradenkleider an und ging in's Paradies spazieren; er that gar freundlich mit den Leuten, die er da fand und fing an, zu politisieren über die Verfassung, die Gott den Menschen gegeben und über das Gesetz, daß sie nicht essen sollen von der einten Frucht. Er belehrte sie, daß sie eigenen Rechtes und aufrechtstehende Leute seien; das fragliche Gesetz sei eigentlich nicht bindend für sie, weil der Staat es noch nicht anerkannt habe und weil es ohne Plazet, ohne Bewilligung eines Regierungsrathes publiziert worden sei. Zudem sei ja volle Gewissens- und Glaubensfreiheit; es könne ein Jeder glauben, was er wolle und thun, was er wolle, wenn's nicht etwa staatsgefährlich sei; nach diesem Grundsatz können sie also nicht angehalten werden, zu glauben, daß sie sterben müssen, wenn sie von der verbotenen Frucht essen.

Und sie sollen doch nicht so einfältig sein und so was glauben; er versichere sie auf sein Wort, daß sie nicht sterben werden; konträr, gerade wenn sie sich über solche Albernheiten hinwegsetzten und sich von solchem Gewissenszwang entledigen, so werden sie auf der Höhe der Zeit stehen und erst recht zum Vollgenuß ihrer Freiheit und von der Finsterniß des Glaubens zum wahren Licht der Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen, kurz wie Götter werden. (Schade für den armen Teufel, daß er nicht noch jünger ist; sonst könnte er im Badischen unten und etwas weiter herwärts unter den Professorstellen auslesen) Wie heutigen Tages Tausende solchen Schwärmern glauben, während sie's unter ihrer Würde halten, Gottes Wort zu glauben, so glaubten auch die unglücklichen ersten Menschen dem Ausspruch Gottes nicht, wohl aber dem Teufel. Auf sein Wort griffen sie nach der verbotenen Frucht und assen dieselbe und so war die Sünde, der furchtbare Ungehorsam gegen Gott begangen. Aber die schreckliche Strafe blieb nicht aus. Es kam ganz genau, wie's ihnen Gott gesagt hatte, wenn sie's schon nicht geglaubt haben. Gott hielt Gericht über sie und verurtheilte sie und alle ihre Nachkommen zum zeitlichen und ewigen Tode. Und von dieser Zeit an thut der Tod seine grausenhafte Schuldigkeit und wird sie thun ohne Unterlaß, so lang es Menschen gibt auf Erden. — Das ist nun dem Tod seine Lebensgeschichte. Und was nach dem Tode kommt, das kann Einer lesen, es steht im „Kanisi“, im zwölften Glaubensartikel oder von den vier letzten Dingen des Menschen. D'rum schweig ich einsweilen davon. Nur Eines will ich noch sagen dem lieben Gott zu seiner Ehr', den Menschen zu lieb und dem Tod und Teufel zu leid. Der Tod hat immer gemeint, er sei der Stärkste und ihm werde Keiner mehr Meister und was er einmal mit seiner kalten Hand erfaßt, das bleibe sein in alle Ewigkeit. Da hat er sich aber ganz gewaltig verrechnet. Vor 1865 Jahren kam Einer vom Himmel, um es aufzunehmen mit dem Tod und mit der Sünde und Hölle. Um sie zu überwinden, gab Er freiwillig Sein Leben dem Tode hin; und der Tod triumphierte und jubilierte, daß ihm selbst Einer vom Himmel unterlegen sei. Aber der Jubel währte nicht lange. Der himmlische Todte versetzte nun dem Tode selbst den Todesstoß. Am dritten Tage entriß Er sich aus eigener Macht den gewaltigen Armen des Todes und ging lebendig aus dem Grab hervor, um in alle Ewigkeit nicht mehr zu sterben und verkündete der ganzen Welt: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben und wenn er auch gestorben ist. Ich werde ihn auferwecken am

jüngsten Tage. Und es wird für ihn keine Trauer mehr sein, keine Klage, kein Schmerz, kein Tod. Doch jetzt still vom Tod, denn wir sind nun in Bern und da schickt's sich nicht von solchen Dingen zu reden, besonders im Bundespalast; hingegen denken kann Einer Viel in Bern und der Kalender will's auf sein Gewissen nehmen den Leuten das Ginte und Andre bekannt zu machen von dem

Was Einer denkt in Bern.

Wenn Einer auf Bern kommt, so denkt er: Respekt vor den Bernern, die haben wirklich eine schöne, große Stadt und viel schöne Häuser für Herrenvolf und andre gemeine Leut', für Gesunde und Kranke, für Hungrige und Dürstende, für Gerechte und Sünder. Und ein Münster, daß man wenig schönere sieht, mit einem 191 Fuß hohen Thurm und im Thurm eine Glocke von 203 Zentnern, die größte in der Schweiz. Und das ist brav von den Bernern, daß sie die Bilder der Heiligen nicht alle zerschlagen und am Portal das Zeichen des heil. Altarsakramentes nicht weggethan, damit sie und andre Leut' nie vergessen, daß Bern vor Zeiten auch katholisch war. Auch muß man Respekt vor ihnen haben, daß sie noch in neuester Zeit dem wackern Rudolf von Erlach, und wenn er schon ein rechter Ultramontaner, das heißt, ein treuer Anhänger des Papstes war, gerade vor der Münsterkirche ein herrliches Denkmal, eine Reiterstatue von Guß errichtet haben, so gefällig und schön, daß Einer denkt, ein ähnliches wäre selbst dem Winkelried anständig gewesen und hätte sich noch viel schöner ausgenommen auf dem Dorfplatz in Stans und manchmal weniger gekostet, als das jegige mit dem Gehäus, welches dazu gemacht scheint, daß man das schöne Denkmal nur halbwegs sehen kann. Er hat's aber auch verdient, der tapfere Erlach, das Denkmal und mit Erlaubniß der Herren von Bern sogar ein Plätzchen im Unterwaldnerkalender, damit, wenn unsereiner einmal auf Bern kommt in den Nationalrath oder sonst, man nicht erst fragen muß, was es eigentlich mit ihm sei.

Als Kaiser Ludwig vom Papste in den Bann gethan wurde, so wollten die Berner nichts mehr mit ihm zu thun haben und absolut nichts mehr von ihm wissen. Jetzt wär's freilich ander Wetter z' Bern oben und von wegen dem Bann würde man keinem Scheerschleifer mehr, verschwiegen dann einem gewaltigen Kaiser den Korb vor die Thüre stellen und Handel mit ihm anfangen. Aber item, die alten Berner waren in gar vielen Dingen ganz

anders, als die jegigen und so kehrten sie dem Kaiser ohne viel Umständ den Rücken, weil der Bann auf ihm war. Das trieb dem Kaiser das Blut in den Kopf und er wollte den Bernern zeigen, wer Meister sei. Er hezte den Adel in der Nachbarschaft von Bern weit umher zum Krieg gegen die Stadt auf. Die Berner sahen wohl ein, daß sie gegen die große Uebermacht des Adels den Kürzern ziehen müßten und erklärten sich daher bereit, in eine Vermittlung einzutreten und den Ludwig als König anzuerkennen, wenn er sich mit dem Papst versöhne. Allein die Gegner stellten so übermüthige Forderungen, daß man sie nicht annehmen konnte. Nun ward auf beiden Seiten zum Kampf gerüstet. Graf Rudolf von Nidau versammelte die Feinde Bern's zu Nidau; 700 Herren mit gekrönten Helmen, 1200 geharnischte Ritter und über 15000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd zogen gegen das verhaßte Bern und lagerten sich bei der kleinen Stadt Laupen, die sie zuerst erobern wollten. Die Berner hingegen hatten 4000 Mann auf den Beinen; zu ihnen gesellten sich 600 Mann Hilfsstruppen aus Hasli und Siebenthal und 80 Geharnischte zu Roß von Solothurn. Auch die Waldstätte sendeten ihnen aus alter Freundschaft 900 unersäbrockene Krieger zu Hilfe. Erlach, der sonst im Dienst des Grafen von Nidau stand, aber ein Bürger von Bern war, fragte seinen Herrn, ob es ihm nicht gestattet sei, mit der Vaterstadt in den Kampf zu ziehen. Der Graf gewährte die Bitte und sagte: „Ein Mann mehr oder minder, daran liegt ja nicht viel,“ worauf Erlach gar schön antwortete: „Herr Graf, ihr nennt mich ein Mann; nun als Mann will ich mich zeigen.“ Wie er nach Bern geritten kam, wurde ihm sogleich das Kommando über die ganze Mannschaft übertragen. Während nun daheim Frauen, Kinder und Greise mit Gelübden, Bittgängen und Almosen um die Hilfe von Oben flehten, zog Erlach mit seiner muthigen Streiter-schaar den 21. Brachmonat 1339 bei hellem Mondschein gegen Laupen, voran der ehrwürdige Stadtpfarrer Dietbold Baselwind mit dem Hochwürdigsten Gut. Erlach lagerte sich auf einer Anhöhe bei Laupen dem Feind gegenüber. Bald kam es zur heißen Schlacht. Erlach ließ zuerst mit Steinen angreifen, dann schwere eiserne Kriegswagen den Hügel hinunter rollen mitten in die feindlichen Haufen. Als dadurch die feindlichen Reihen getrennt wurden, drang er mit dem Banner voran, die Seinigen ihm nach auf die Feinde los und richtete in Kurzem unter ihnen eine furchtbare Verwirrung und ein großes Blutbad an. Nach kaum anderthalb Stunden war die Schlacht entschieden und der Feind theils er-

schlagen, theils in die Flucht gejagt. Der Feind hatte 27 Banner, über 3000 Todte, unter ihnen auch den Anführer, Graf von Nidau, auf dem Schlachtfeld zurückgelassen. Die Berner dagegen hatten nur 35 Todte, unter denen dreizehn aus den Waldstätten. Sowie die Schlacht vorbei war, berief Erlach all sein Volk zusammen und sprach: „Es ist billig, daß wir Alle Gott loben und Ihm die Ehre geben; denn Er ist bei uns gewesen und hat gestritten für uns.“ Dann warf er und sein Volk mit ihm sich auf die Kniee vor dem Allerheiligsten und verrichtete nach frommem Gebrauch mit ausgespannten Armen ein inniges Dankgebet. Am folgenden Morgen kehrten sie nach Bern zurück, voran wieder der Leutpriester mit dem *Hochwürdigsten*, dann die Waldstätter und übrigen Freunde, hierauf die Berner. In Bern war großer Jubel und den Siegern ein gar herzlicher Willkommen bereitet. Aus Dankbarkeit gegen Gott wurde nun verordnet, es solle fortan der 10,000 Ritters-Tag, der 22. Brachmonat, auf ewige Zeiten als ein festlicher Tag gehalten und mit Bittgängen, Almosen und Gottesdienst gefeiert werden. Auch ward auf der Grabstätte der Umgekommenen eine Kapelle erbaut. Den Waldstätten ward große Ehre erwiesen und ihnen versprochen, dieser freundschaftliche Dienst soll ihnen und allen ihren Nachkommen *nie* vergessen werden. Das war schön von den Bernern und wenn sie jetzt allemal an 10,000 Ritters-Tag mit Kreuz gehen — und das werden sie ja wohl thun, wie's ihre Väter Gott angelobt haben — und sich dabei an Erlachs Heldenzug nach Laupen erinnern, so nimmt's mich Wunder, ob ihnen der ehrwürdige Pfarrer Baselpwind mit dem *Hochwürdigsten* nicht auch in den Sinn komme und was sie etwa dabei denken. Und wenn sie allemal auf dem Münsterplatz spazieren und das Denkmal des wackern Erlachs sehen, so wundert's mich auch, ob ihnen nie das Versprechen einfalle, welches Erlach und ihre Väter nach der Schlacht bei Laupen den Hilfstruppen aus den Urkantonen und ihren Nachkommen gemacht haben. Und wo man vor Jahren die katholischen Waldstätten überrumpelt hat, um mit Feuer und Schwert ein Duzend Jesuiten aus Luzern und Schwyz zu verjagen und dann gerade im Vorbeigehen uns unsre 500 jährigen, alle Jahre uns eidlich beschwornen Rechte und Freiheiten zu nehmen, da hätte ich längst gerne wissen wollen, ob auch Berner dabei gewesen und wenn sie dabei waren, ob Keiner dabei roth geworden sei. Indessen muß man denn doch es anerkennen, daß sie in letzter Zeit die Katholiken eine ausgezeichnet schöne, prachtvolle Kirche in Bern haben bauen lassen und ihnen

den Platz dazu — wenn auch nicht den schönsten — verehrt, das heißt, für 15000 Franken zu kaufen gegeben haben. Und das war denn gewiß nothwendig, daß die Katholiken in Bern eine eigene Kirche bekamen. Es ist ja undienig, wenn man nur ein Stücklein Hausrath allemal entlehnen muß, so oft man's braucht, verschwiegen dann eine Kirche. Und es ist so etwas widerlich, wenn an einem Ort, wo so mancher Taugenichts sein prächtig Haus und Hof hat, hingegen der liebe Herr Gott nicht einmal eigen „Fen'r und Licht“ haben darf und man nicht weiß, welchen Augenblick Ihm die Behausung aufgekündet wird. Zudem kommt's mir immer vor, wie eine gemischte Ehe, wenn in einer Kirche am gleichen Vormittag ein katholischer und ein unkatholischer Gottesdienst gehalten wird und sich die gleiche Kanzel zur Verkündigung von Wahrheit und Irrthum hergeben muß. Es mag gehen, wenn man's in Gottes Namen nicht anders machen kann; aber es nimmt sich gar so sonderbar und eigen aus. Da kommt der katholische Pfarrer und pflanzt auf der Kanzel das Bild des Gekreuzigten auf und wirft sich mit dem Volke auf die Kniee, um in ihm den anzubeten, der für uns am Kreuze gestorben ist. Dann fängt er an zu predigen und trägt die Lehre Christi vor, wie sie von seiner unfehlbaren katholischen Kirche seit 1800 Jahren gelehrt, ausgelegt und zu glauben befohlen wird. Er sagt dem Volke, daß der Sohn Gottes 7 heil. Sakramente eingesetzt, daß Er wirklich und wahrhaft zugegen sei im heil. Altarsgeheimniß, daß die hl. Messe das gleiche Opfer, welches der Gottmensch am Kreuze dargebracht, daß die Beicht göttlicher Einsetzung und zur Sündenvergebung nothwendig sei. Er fordert die Gläubigen auf, den Papst für den Statthalter Christi zu halten und ihm fest und treu anzuhängen, Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam zu erzeugen. Er spricht voll Ehrerbietigkeit und Andacht von der hl. Mutter Gottes und den übrigen Heiligen und ermuntert seine Zuhörer, sie täglich zu verehren und sie in Noth und Gefahr um ihre mächtige Fürbitte bei Gott anzurufen. Er gedenkt auch der leidenden armen Seelen im Fegfeuer und empfiehlt sie dem frommen Gebet der Christen. Alsdann besteigt er den Altar des Herrn, um das unblutige Opfer des neuen Bundes darzubringen und betet da mit dem Volke den unter Brodes- und Weines-Gestalten verborgenen Gottmenschen an. —

Raum ist die Messe aus — und ich wollte es nicht rathen, daß sie nicht zur bestimmten Zeit aus wäre — so wendet sich das Blatt. Der Gekreuzigte muß herunter von der Kanzel und sein geweihter und von Ihm gesandter Priester muß dem Pastor

einer unendlich verschiedenen Religion Platz machen und so geschwind als möglich mit seinem Völklein auf und davon und den lieben Erlöser im hl. Tabernakel so ganz allein lassen bei denen, die an seine Gegenwart nicht glauben. Und manche Seele, die noch eint' und anderes Anliegen auf dem Herzen hat und es Ihm so gern noch geklagt und um seine göttliche Hilfe gefleht hätte, sie muß eilends hinaus, wieder in das Getümmel und die Gefahren der Welt. Und eine arme Dienstmagd, die daheim nicht Zeit hat oder nicht den Muth, zu beten und vielleicht heute seit Langem das erstemal wieder zur Kirche durfte, weil der Herr nicht zu Haus ist, und es kommt ihr die Mutter selig in den Sinn und wie sie ihr auf dem Todbett in die Hand versprochen, alle Tage für sie zu beten, so lange sie lebe, ach! sie möchte so gerne noch einige Zeit in stiller Andacht ihrer gedenken; aber sie muß fort, muß denen Platz machen, die nach ihrem Glauben für die Verstorbenen nicht beten dürfen. Oder die gute bedrängte Frau, ihr Mann will nichts wissen vom Beten und vom Kirchengehen, und sitzt halbe Nacht in der Kneipe und kommt er heim und findet sie beim Gebet, so hat sie Schimpf und Spott und die Fäuste um den Kopf und der Sohn ist draußen in der Welt, sie weiß nicht wo, sie merkt's, daß sie im letzten Jahr ist und ihre Kraft von Tag zu Tag abnimmt, heut kann sie einmal ihr armes Herz so recht vertraulich vor dem Gott des Trostes auf dem Altar und vor der Mutter Gottes ausschütten und Niemand schimpft sie aus, wenn sie etwas länger in der Kirche verweilt, denn der Mann ist an den Langenthaler-Schießet und die Magd mit dem G'fell auf die Eisenbahn. Aber nein! für sie ist keines Bleibens mehr in der Kirche; sie muß hinaus, muß denen weichen, die den verborgenen Gott im Tabernakel nicht kennen und zu seiner gebenedeiten Mutter kein Vertrauen haben. Und wenn auch noch Platz wäre — und der soll, wie man sagt, in den reformirten Kirchen nicht immer so rar sein — wie könnte ihr bedrängtes, aber gläubiges Herz es aushalten, wenn nun Der die Kanzel besteigt, der nach seinem Glauben Alles, was der katholische Seelenhirt so eben gelehrt, für null und nichtig erklärt, dem die katholische Kirche eine Lehrmeisterin des Aberglaubens, die katholische Messe ein Götzendienst, das Altarsgeheimniß ein Unsinn, die allzeit reine Gottesmutter ein gemeines Weib, der Papst zu Rom der Antichrist, die Beicht eine Erfindung der Geistlichen, die Verehrung der Heiligen eine Entehrung Christi, das Fegfeuer und das Gebet für die Verstorbenen eine Thorheit ist. Es kann sonst ein Mensch viel Widerspruch ertragen, aber der Widerspruch in der Religion, in den wichtigsten Wahr-

heiten des Heiles, in Dingen, die Gott und die Ewigkeit so nahe angehen, der thut dem Herzen, das da glaubt und liebt und leidet, auch gar so weh. — Endlich müssen wir doch der Unparteilichkeit halben jetzt auch noch auf die Mannenseite. Es ist männiglich bekannt, daß man uns Katholiken in der Schweiz, diemeil die Eidgenossenschaft mit katholischem Blut gestiftet worden und wir bei jedem Anlaß für ihre Erhaltung mit Gut und Blut eingestanden und noch einstehen, so gut, als die Andern, aus Gnade u auf eine Bevölkerung von einer Million und 40,000 Seelen auch ein Mitglied in den Bundesrath huldreichst zu geben geruht hat, während die Protestanten auf nicht ganz anderthalb Millionen Seelen sechs darin haben. Wenn nun allemal an Sonn- und Feiertagen dieser unsere, einzige und unzertheilbare katholische Bundesrath in den katholischen Gottes-Dienst geht und mit ihm, wie die Kinder mit dem Vater auch all die katholischen National-Räthe und Ständeräthe, wie viel Platz nehmen nur die ein? — Und wenn sie dann am Schluß der Messe, als die Vertreter der katholischen Rechte und Freiheiten auch noch gerne eine Weile beten möchten für die Wohlfahrt und Ausbreitung unsrer hl. katholischen Kirche, für den so schwer geprüften heil. Vater zu Rom, für Erhaltung und Vermehrung kirchlicher Stiftungen und geistlicher Orden; wenn sie so recht von Herzen zu Gott rufen möchten, daß Er die Feinde der Kirche demüthigen wolle, daß Er den Bischöfen, namentlich in der Schweiz, Kraft verleihe und den endlichen Sieg über die bösen Anschläge so vieler verblendeter Gewalthaber, daß Er erhalte und stärke die katholische Geistlichkeit im schweren Kampfe gegen die verkehrten Grundsätze unsrer Tage, unser katholisches Volk in seiner treuen Anhänglichkeit an die hl. römische Kirche schütze und erhalte und ihm die von Gott verliehenen Rechte und Freiheiten ungeschmälert bewahre, daß Er heilen wolle die Wunden, welche eine feindselige Gesetzgebung vielfach der katholischen Schweiz geschlagen, daß Er, wenn wir doch Juden und Heiden haben müssen, uns unsre ungerecht verbannten Jesuiten und Liguorianer auch wieder schenke, und wieder einsetze die vielen ausgeraubten Klöster und Stiftungen; daß Er der Alerweltsgeregirerei so vieler Staatsmänner in kirchlichen Dingen gnädig ein Ende mache; mit einem Wort, daß Er der katholischen Kirche in allen Kantonen wenigstens zu so viel Freiheit verhelfe, als sie in der Türkei genießt — wenn sie so beten möchten alle katholischen Gesandten des Schweizer-Volkes — so müssen sie heraus und denen Platz machen, welche vielleicht um das gerade Gegentheil beten. Und s' ist eben himmelschad', daß diese Vä-

ter des Vaterlandes nicht so beten können; denn wenn sie es könnten, so hätten sie es bald erbetet, daß die ganze Schweiz wieder ein ganz anderes Aussehen bekäme. — Nun fehlt's dann, Gottlob! in Zukunft diesen Herren und andern Katholiken in Bern nicht mehr am Platz zum Beten; denn jetzt haben sie eine eigene und zwar eine prachtvolle katholische Kirche, wie es sich für den Herrn des Himmels und der Erde ziemt und für die Bundesstadt anständig ist. Sie allein ist eine Reise nach Bern werth für den, dem's Zeit und Umstand' erlauben. Die muß freilich viel Müh' und Geld gekostet und dem wackern katholischen Pfarrer viel Sorgen und schlaflose Nächte bereitet haben und denen, die das Geld dazu im In- und Ausland von Haus zu Haus gesammelt, wohl manchen sauren Gang. Aber item, sie steht nun einmal da, ein würdiger Tempel Gottes und ein schönes Denkmal der Opferwilligkeit der Katholiken von Nah' und Fern', an der Spitze den heil. Vater, der trotz seiner bedrängten Lage mit einer großen Gabe den Katholiken der Schweiz den Beweis geleistet, daß Er das Almosen der Gläubigen gern mit seinen Kindern theilt und daß er nur empfängt, um wieder zu geben. — Die Kirche ist nur um so schöner, weil sie aus solchen Almosen entstanden ist. Aber das freut Einen auch, daß die Berner nicht so kindisch sind und wegen ein paar Glocken im katholischen Kirchturm gleich wohl schlafen können; es scheint, die haben nicht so empfindliche Ohren, wie die Basler und Zürcher, welche es immer noch nicht über's Herz bringen können, ihren vielen tausend Katholiken ein Messglöcklein zu gestatten.

Aber jetzt müssen wir doch auch noch auf's neue Bundesrathhaus, nicht um etwa da zu bleiben, denn dazu hätte der Ciner und Andre von uns zu kurze Hosen und einen zu langen Rock an. Es ist ja männiglich bekannt, daß Ciner, wenn er ein Bundesrathsherr werden will, alles Andere sein darf, nur beileibe! nicht ein katholischer Geistlicher; es wäre aber auch der eidgenössischen Kasse ein grosser Schaden, wenn die was dazu sagen könnten, denn ich will hundert an Ciner's wetten, daß es keinem katholischen Geistlichen in der ganzen Schweiz in den Sinn gekommen wäre, dem Winkelried bei seinem Einzug in's Vaterland vierzig Fränkli

Zoll abzufordern. Zu so etwas braucht's freilich ein anderes Hirn, als unsereiner hat. — Aber item, ein herrlicher Bau ist's denn doch dieser Bundespalast! Man dürfte wohl einen Sultan da hinein thun, er hätte sich gar und ganz nicht zu schämen neben unsern Bundesherren. Ciner's ist mir aufgefallen, es ist ein ganz eigener Geruch in diesem Bundeshaus. Weiß nicht, ob's etwa noch von dem Pulver her ist, das man zuerst gegen Kaiser Napoleon verschossen, als er vor paar Jahren dergleichen gethan, als wolle er das ganze Savoyerland mit nichts und dir nichts uns vor der Nase weg nehmen; oder ob's vielleicht von den Hofmännischen Tropfen herkommt, mit denen man dem damaligen Bundespräsidenten anstreichen mußte, weil er vor Schreck' und Angst bald in Ohnmacht gefallen wäre, als er merkte, daß Savoyen katholisch sei und durch Anschluß dieses Landes oder eines Theils desselben an die Schweiz wir Katholiken einen bedeutenden Zuwachs erhalten thäten, was eben gar erschrecklich wäre. Oder ist's vielleicht von dem Weihrauch, mit dem man dann später den gleichen Napoleon beräucherte, weil er endgültig sich überreden ließ, die katholischen Savoyarden für sich zu nehmen und uns dann Juden dafür zu geben. Dann meinte ich wieder, es könnte allenfalls von dem kölnischen Wasser sein, welches man allemal dem Bundesrath unter die Nase halten muß, wenn er die Schreckensbotschaft vernimmt, daß der Pater Roh oder ein anderer Jesuit auf der Bakanzreise in's liebe Heilathland in irgend einem Winkel der Schweiz eine Predigt gehalten hat. Es könnte auch von dem „Chloroform“ herrühren, mit welchem man das Schweizer-Volk in Schlaf gelegt, als man ihm ein paar tausend Juden und andre Christenfeinde einokulieren wollte. Endlich wollte mir scheinen, es möchte von jenem Scheidwasser sein, mit welchem man in zweifelhaften Fällen eidgenössisch untersucht, ob nicht etwa dieser oder jener geistliche Orden innert dem zwanzigsten Grad mit den Jesuiten verwandt und folglich nicht würdig sei, unsre freie Schweizerluft einzuathmen. Vorläufig muß es der Zukunft vorbehalten bleiben, auszumitteln, was es sei und wir gehen unterdessen weiter und so Gott will, kann der Kalender über's Jahr dann wieder erzählen, wie's uns weiter ergangen und was wir gesehen und dabei gedacht haben.